

Ulrich Horstmann

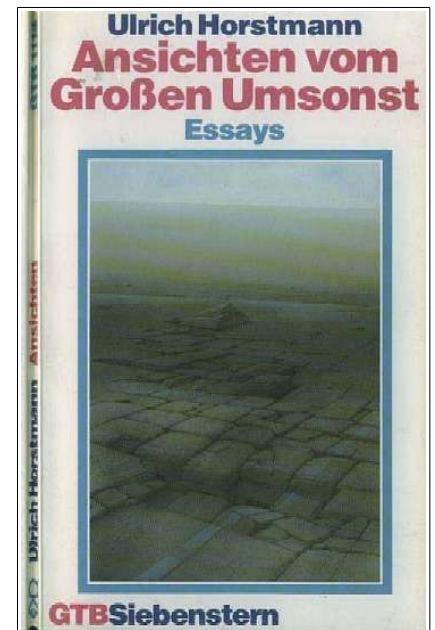
Ansichten vom Großen Umsonst

Essays

1984-1990

Kulturphilosophisches Sachbuch 1991

[wikipedia U. Horstmann](#)



Der Kalte Krieg geht weiter. Wie man hört, ist die mit diesem Schlagwort belegte abschreckende Epoche der Ost-West-Konfrontation vorüber, aber andere längerfristige und folgenreichere Vergletscherungen dauern an.

Das Klima in unserem Inneren steuert jedenfalls nicht auf ein globales Temperaturhoch zu. Im Gegenteil, es scheint so, als hätte der heiße technische Fortschritt nach dem Prinzip des Wärmeaustauschers immer unterkühltere Innenwelten nötig, um funktions-tüchtig zu bleiben.

Unsere Seelenlandschaft liegt unter Eis, im Rauhreif und Permafrost. Man muß sie erkunden. Denn **die Kälte ist nicht nur lebensbedrohend, sie konserviert auch**, erhält einmal Dagewesenes, Urtümliches und Ureigenes, die Spuren **vertrackter Gattungsgeschichten**.

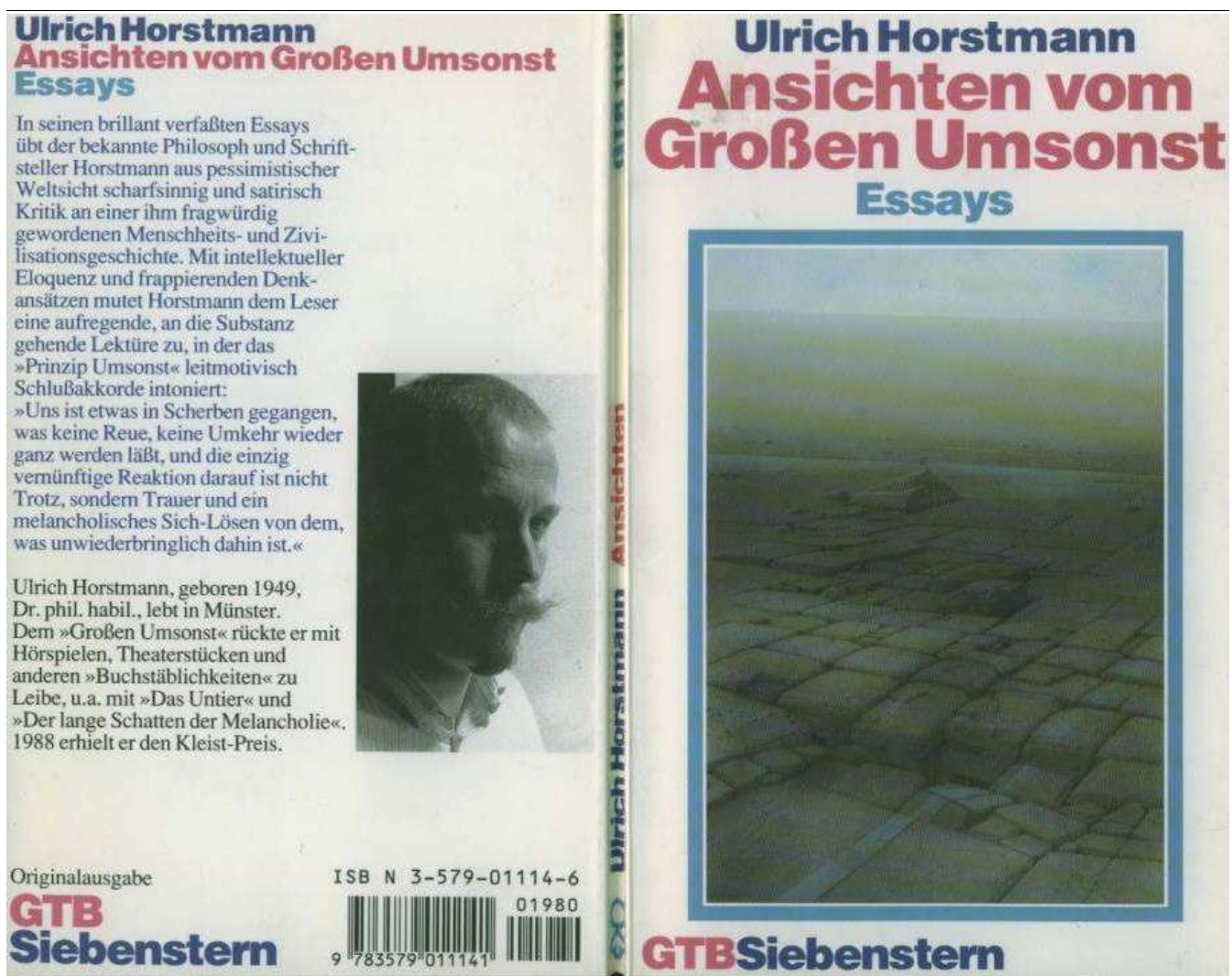
Die hier versammelten Arbeiten – während der letzten Jahre entstanden, zum Teil schon einmal in die Welt gesetzt, zum Teil neu durchgekaut wie Eskimoleder, zum Teil zurückgehalten und zur Isolierung zwischen die eigene Dünnhäutigkeit und die übergeworfenen Felle geschoben – berichten von der Reise über die **Polkappen einer Hochzivilisation**.

Vieles wurde mit starren Fingern geschrieben, aber dafür womöglich ohne Starrsinn.

Ohne Hoffnung wohl auch, denn trotz aller Rationierungsmaßnahmen ist dieses Genußgift unterwegs rasch zur Neige gegangen.

Erstaunlicherweise bringt einen das nicht um. Die grenzenlose Weite ist dazu viel zu verlockend. Und das Inlandeis des <Großen Umsonst> trägt, was immer sich akklimatisieren kann.

Ulrich Horstmann
Vorwort 1991



Index:

Ulrich Horstmann # Sachbuch 1991 # Ansichten vom Großen Umsonst # Essays, 1984-1990 # Originalausgabe # ISBN 3-579-01114-6 # 1991 by Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn # GTB Siebenstern # Umschlag: Dieter Rehder unter Verwendung des Gemäldes <Frühling läßt sein blaues Band> von Anna Recker aus Luxemburg # Sachbuch 1991 # 128 Seiten.

Siehe auch:

- [wikipedia Ulrich Horstmann](#) *1949
- [untier.de](#) "Die Ulrich-Horstmann-Seiten"
- [Horstmannbuch 1983](#) (Das Untier)
-
- Audio 1987: [Erinnerungen an die Menschheit - Wege und Irrwege in die Zukunft](#) (mit O-Ton von U. Horstmann)
- Audio 1990: [Öffentliches Streitgespräch mit Robert Jungk über das Untierbuch](#) (auch als Video bei untier.de und bei youtube)
- Audio 2009 : Radio: [Gespräch über 25 Jahre Das Untier](#)
-
- [Fullerbuch 1993](#) (Ende) [wikipedia Gregory Fuller](#) *1948
- [Andersbuch 1956](#) (Antiquiertheit) [wikipedia Günther Anders](#) *1902
- [Löbsackbuch 1989](#) (Insekten) [wikipedia Theo Löbsack](#) *1923

Eine heillose Predigt über die Verlorenheit

Rede von Ulrich Horstmann am 1. Januar 1989 in Lübeck/Kirche

Wer von der Verlorenheit predigen will, der sollte bei den Abgeschriebenen und Vergessenen in die Lehre gehen; auf ihre unseligen Einflüsterungen achtgeben, jenen dünnen Stimmchen sein Ohr leihen, die aus ihrem Nirgendwo ein ganz befremdliches Evangelium übermitteln:

*Und endlich bring' ich euch die gute Kunde,
bezeugt von dem, was ist, zu jeder Stunde,
die frohe Botschaft, die euch helfen soll:
Es ist kein Gott — uns quält kein Teufel dieses Namens,
der uns erschuf zum Zweck geheuchelten Erbarmens
und dem vor Arglist schier die Galle überquoll.*

*Nur kurzes Erdendasein ist uns aufgeladen,
den Grabesfrieden sichern Wurm und Maden;
wir schlafen ein und werden nie mehr wach;
von uns bleibt nichts, das unverweslich wäre,
vielmehr zerfällt des Leibes Erdschwere
und mischt sich neu zu Pflanzen, Tieren - tausendfach.*

*So geht's vorbei, und unser elendes Geschlecht
verschwindet einst und überläßt in dem Geflecht
des Lebens seinen Platz bald selber ausgewischten Wesen;
Äonen hatten niemals von dem Menschen Kunde,
Äonen geh'n ins Land nach unserer Stunde,
auf Mammutknochen kann man unser Schicksal lesen.*

*Im Weltall steckt kein Segen, steckt kein Fluchen,
als gut und böse läßt sich nichts verbuchen,
es ist, wie's muß, ohne die kleinste Wahl;
ein tiefer Abgrund unserm Sinnverlangen,
das Antwort sucht und doch von Nacht umfangen
nur irre träumt von seinem großen Baal.*

Diese Verse sind 120 Jahre alt. Es handelt sich dabei um den 14. Gesang aus **James Thomsons** Melancholiedgedicht <Nachtstadt>, das in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts entstand.

Als mich die Anfrage erreichte, ob ich als Schriftsteller in der St. Petri Kirche zu Lübeck predigen wolle, tauchte die von Thomson beschriebene **Welt der Vergeblichkeiten** wie von selbst vor mir auf, und damit war eigentlich mein Thema festgelegt, unsere *Verlorenheit* nämlich.

James Thomson hat sie nicht nur literarisch zur Sprache gebracht, er hat sie am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Sein Name steht gleich auf zwei Verlustlisten, denn er zählt nicht nur zu den Opfern des Alkohols, der ihn mit 47 Jahren aus dem Leben spülte, auch die Literaturgeschichte hat ihn ohne viel Federlesens dem Vergessen überantwortet.

Hier ist nicht der Ort, das zu ändern. Hier ist der Ort, auf diese Unperson zu hören, die uns aus immer größer werdendem zeitlichen Abstand die Wahrheit über uns selbst sagt, die schon damals jenes Requiem auf das Geborgensein und Zufluchtfinden anstimmte, **dessen schwermütige Melodie uns heute selbst durch das heftigste Mediengetöse verfolgt.**

Die <City of Dreadful Night>, die Nachtstadt der verlorenen Seelen, die Thomson bis in die letzten Winkel erforschte und beschrieb, ist längst keine phantastische Exklave mehr, sie ist unser aller Lebensraum. **Denn ein großes, ein weltanschauliches Ausnüchtern macht uns zu schaffen, ein Sinnentzug sondergleichen.**

10

Vielleicht ist es die Musik, der dieses Verdunsten und Entweichen am wenigsten zusetzt und die allein weiterklingt, wenn alles Melodiöse, die Getragenheit und der Zusammenklang aus der Wirklichkeit verschwunden sind. Deshalb habe ich mich eines solchen Immunen und Immuniseurs versichert, von dem sämtliche Stücke dieses Abends komponiert wurden. Es handelt sich – abwechslungsshalber – um einen der ganz unvergessenen und unvergeßlichen Zeitgenossen Thomsons, um ANTONIN DVORÁK.

Dieser Name steht hier für die Musik einer heilen Welt, die gleichwohl keine Sekunde vergißt, daß sie in einer maroden ertönt. Voll ist sie von den Sirenenklängen einer Versöhnung, die wir mit dem Leben bezahlen müßten, machten wir auch nur ansatzweise Ernst damit. **Diese Musik weiß, daß das Paradies nicht für, sondern nur ohne den Menschen zu haben ist.** Aber wie es klingt im Garten Eden, das weiß sie auch. Und gerade deshalb müssen wir sie im Ohr behalten über dem

gurgelnden Sichtenleeren der Welt.

#

Die Kirche, in der ich spreche, ist 1942 in einen solchen Vernichtungsstrudel geraten und nach einem Bombenangriff völlig ausgebrannt. Es war dies ein Akt der Barbarei, provoziert von Barbaren und von ihnen mit neuen Greueln vergolten. Der Feuersturm hat das Kircheninnere ausgeglüht, hat alles verzehrt, was ein Gotteshaus auszeichnet vor anderen Gebäuden. Eine Ruine, ein steinerner Torso blieb zurück, bis zur Unkenntlichkeit verwüstet, bis zur Unkenntlichkeit geläutert.

Möglicherweise ist das der Grund für die Selbstverständlichkeit, mit der ich der Einladung gefolgt bin.

Ich fühle mich hier bestens aufgehoben, ein am Boden zerstörter Metaphysiker und ausgeglühter Christ, die bis zur Unkenntlichkeit verwüstete Ruine eines Gläubigen. Als Überrest findet man Zuflucht bei Überresten, Schutz in Häusern, die selbst kein Dach mehr über dem Kopf hatten. Und daß wir beide wiederhergerichtet, erneut vorzeigbar gemacht, saniert und restauriert worden sind, macht die Seelenverwandtschaft nur noch enger.

Denn die Leere, die aus **der völligen Zerstörung des einstigen Innenlebens** resultiert, kann man in Gebäuden zwar wieder vollstellen, was hier, dem Himmel sei Dank, nicht oder noch nicht passiert ist.

Und man kann analog die seelische Evakuierung mit **allerlei Bildungsfitter und großformatigen Sinnattrappen** verkleiden.

In beiden Fällen begibt man sich aber des Gewinns, den der verfluchte Segen und segensreiche Fluch eines unwiederbringlichen Verlusts abwirft, zerstört den Hall, das Nachklingen, die spürbare Anwesenheit des Nicht-mehr-Vorhandenen, verschließt sich der Botschaft <aus der Neuen Welt>, die schon bei Dvorák nur der versunkenen alten abzulauschen war.

11

Das Verlorene, das wir vielleicht niemals besaßen, lebt in Trümmerfeldern, im Schonraum des Wüsten; alles Ärmelaufkrepeln und Zupacken verscheucht es wie ein verängstigtes Tier, und nur die Ohnmacht kann es in aller Ruhe studieren.

Wann haben wir uns den Luxus der eingestandenen Hilflosigkeit zum letztenmal geleistet? Wann die Hände sinken lassen? Wann das Programm nicht durchgezogen, die Sache nicht abgewickelt, das Projekt nicht realisiert?

Lange her? Könnte es nicht sein, daß uns gerade die ununterbrochene Kette unserer Erfolge fesselt und zunehmend in Bewegungs- und Empfindungslosigkeit erstarren läßt? Ist es nicht möglich, daß unsere Kompetenz, unser prometheisches Alleskönnertum, uns einmauert, abkapselt und vielleicht endkatastrophal scheitern läßt, weil es doch gelacht wäre, wenn der Homo faber nicht auch das Kunststück fertigbrächte, das sogenannte menschliche Versagen mit Stumpf und Stiel auszurotten?

Sie merken schon, daß ich bei meinem Annäherungsversuch nicht mit der Verlorenheit zu hadern gedenke, sondern sie eher umwerbe, und zwar deshalb, weil der allerschlimmste Verlust, der uns treffen könnte, der wäre, keinen Verlust-erfahrungen mehr ausgesetzt zu sein. Nur in der Hölle ist alles heil und intakt, funktioniert alles verschleiß-, wartungs- und störungsfrei, gibt es keinen Gegenstand, der nicht gnadenlos durchoptimiert wäre. Nur dort vermißt man nichts, aber auch gar nichts, wie immer man sein Hirn zermartert; und eben deshalb ist die Tortur grenzenlos.

In dieser Kirche liegen die Dinge andersherum. Sie ist zwar keine Ruine mehr, aber vermessen tut man eine ganze Menge; manche würden vielleicht sogar sagen: das meiste und das wichtigste. Und deshalb ist sie zwar nicht gerade das Gegenteil der Hölle, nämlich ein Himmel auf Erden, aber doch so etwas wie eine Freistatt des Verlorenen — ein mittels der List der Tünche gerettetes Asyl. Hier entdecken metaphysische Habenichtse wie ich einen der seltenen Brückenköpfe des Ausgelöschten, eine Insel des Kargen und Unfertigen inmitten des Ozeans unserer Habseligkeiten und seiner erbaulich erstarrten Betonfluten.

12

In einem solchen Anderswo — und das wird man mir hoffentlich vergeben — kommt einen Gottlosen die Lust an, zu predigen, wird in ihm das Bedürfnis wach, sich Rechenschaft abzulegen über seine spirituelle Mangelsituation, sein transzendentes Defizit, die religiöse Leerstelle, die er selbst ganz und gar nicht als Behinderung oder Strafe, sondern als Gnade empfindet.

Als Gnade — ich weiß, was ich den meisten mit diesem Wort zumute, aber ich benutze es doch, wobei ich genausowenig zu billigen Blasphemien aufgelegt bin wie mein Vorredner aus der Nachtstadt Thomsons. Wir wollen die Verlorenheit nicht mit **Verlogenheit** gesellschaftsfähig machen. Und deshalb muß noch etwas Anstößigeres heraus, nämlich mein Glaubensbekenntnis, daß auch ein Atheist in Frieden mit Gott leben kann und daß die Unseligkeit viele der Vorzüge besitzt, die man früher gewöhnlich in Abrahams Schoß vermutete.

Der HERR schuf den Gottlosen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde schuf er ihn,

denn auch der Demiurg hat den Glauben an sich selbst verloren, seit ihm die Krone der Schöpfung auf so unfaßbare Weise entglitt und ihm sein Statthalter auf Erden nach Herzenslust vorzuführen begann, was in ihm steckt.

Und was war das? Ein göttlicher Funke? Oder ein infernalischer Haß auf alles, was da kreucht und fliegt?

Ach, wenn sich das nur so sauber und mit den entsprechenden moralischen Vorzeichen auseinanderdividieren ließe. Der Funke war schon da; unsere Vorfahren haben ihn über Abertausende von Jahren gehegt, von Generation zu Generation weitergegeben, mühsam Zunder gesammelt und darum angehäuft, gehaucht, geblasen, gebetet – und jetzt knechtet den Menschen das so mühsam entfachte Feuer, versklavt ihn die Glut, und er ist dabei, einen ganzen Planeten zu verheizen, um die Kälte nicht wieder in den Gliedern zu spüren, die ihm zum Herzen kroch, und um die lauernde Angst zu vertreiben.

Denn wurde er nicht in eine **Mördergrube** hineingeboren, in der nur ein Gesetz galt: Töten, um nicht getötet zu werden, kaltmachen, was einen mit seinem stinkenden Raubtieratem anfallen wollte, sich bis an die Zähne rüsten gegen ein blindwütiges Verschlingen und Zerstören, gegen das Aus-dem-Leben-gerissenwerden, an dem einst die Dämonen schuld waren und für das heute Viren, Bakterien oder genetische Defekte geradestehen müssen?

13

Was blieb uns denn anderes übrig, als dieser Hölle mit der zugleich herrlichsten und verheerendsten aller Waffen entgegenzutreten, mit der wir uns selbsthypnotisch unverwundbar machen und zugleich alles Erbarmen abstreifen konnten: mit der Vision des neuen Gartens Eden nämlich, dem eisernen Willen zur Fabrikation des Paradieses und zur Humanisierung der Natur?

Jawohl, wir haben dabei den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben, wie das dem Strickmuster einer Welt entspricht, von der ein weniger verblendeter Urheber hätte einsehen müssen, daß sie alles andere als makellos war.

Jawohl, wir – die wir vergehen »wie Rauch von starken Winden« – haben den Spieß umgedreht.

Gegen eine Weltunvernunft, die uns überzog mit Hungersnöten, Pestepidemien und Schuld komplexen, haben wir angedacht, angeforscht, anexperimentiert. Und endlich begriffen, wie man den wissenschaftlichen Geist aus der Flasche befreit und wie man ihn auf beliebige Opfer hetzt. Wir mußten sie loslassen auf die Wirklichkeit, diese Furie des Verschwindens, um uns selbst vor der Auflösung zu

schützen.

Fressen oder gefressen werden – das Gesetz des Dschungels hat auch die Zivilisation gestiftet, diesen Urwald unserer Wünsche, Begierden und wildwuchernden Hoffnungen. Und es ist das aus uns selbst aufgeschossene Dickicht, in dem der große Mechaniker, Pflanzenzüchter und Tierbändiger, der Mediziner und Mächtigen-Heiland Erdenkloß sich immer hoffnungsloser verrennt und verirrt.

Aus dem Blickwinkel der Opfer sind alle unsere Utopien ohnedies nur verkleidete Ausrottungsverheißungen gewesen.

Denn das gelobte Land, das sie beschrieben, war stets schon bevölkert und mußte erobert und freigekämpft werden. Sattsein bedeutete so: den Nahrungskonkurrenten ausmerzen, den Boden urbar machen, roden, trockenlegen und alles Widersetzliche als Unkraut, Schädling, Unzeug vertilgen.

Die schöne neue Welt der verlässlich gefüllten Bäume wurde mit Weltuntergängen bezahlt, und sie wird es weiterhin.

Überhaupt haben wir die Kosten unserer Fortschritte regelmäßig auf das Nichtmenschliche abzuwälzen verstanden, das wir mit dem Unmenschlichen in einen Topf warfen. Und diese Kosten sind explodiert. Satt an die Scholle gefesselt zu sein ist heute keine Utopie mehr, sondern ein Alptraum. Die Bäume wollen Bewegung, die Bäume wollen in die Sonne transportiert werden, die Bäume wollen gekitzelt sein, und zwar von innen und außen. Handel und Wandel, Konsum, Lebensqualität, Freizeit, Unterhaltung, Traumreisen — alles per Kreditkarte, alles abzubuchen vom Konto von Mutter Natur.

14

Ach ja, und ganz oben auf der Wunschliste der neue heilige Gral, zusammengestückelt aus lauter Mikrochips, das elektronische »Glück von Edenhall«. Denn berechnend, wie wir sind, erscheint uns die Rechnerei längst schon als Zumutung, und die Propheten der künstlichen Intelligenz werden uns über kurz oder lang enthüllen, daß das Denken eine ebenso menschenunwürdige Beschäftigung darstellt wie das Hungern, und uns auch diese Last von den Schultern nehmen.

Worauf ich polemisch hinauswill?

Auf die schlichte Einsicht, daß die Strategie der Kostenabwälzung, mit der wir unsere skrupellose Bereicherung zu finanzieren gedachten, nicht mehr funktioniert, nie funktioniert hat. Das Kulturwesen Mensch bleibt immer ein Stück jener Natur, die die Zeche bezahlt.

Ungeschminkter noch:

Er bleibt ihr Schuldner, wobei die Gläubigerin, das Ökosystem, sich keineswegs als mitfühlend und großzügig erweist, vergibt und vergißt und den verlorenen Sohn huldvoll wieder aufnimmt, sobald er sich zur Umkehr entschlossen hat.

Vielmehr handelt dieses System wie ein Kredithai, indem es die Außenstände nicht nur auf Heller und Pfennig eintreibt, sondern auch noch Zins und Zinseszins von unseren Kindern und Kindeskindern erpreßt.

Schon sitzen wir bettelarm in Hülle und Fülle. Die Tiere und Pflanzen, die früher — auf uns jetzt märchenhaft dünkende Weise — mit uns redeten und verkehrten, haben längst allen Kontakt abgebrochen. Die Wälder sterben lieber, als uns zuzuraunen. Die Luft und das Wasser erwehren sich unser mit schleichenden Giften. Der letzte Gott, der noch zu uns hielt und den wir zum Dank den Allmächtigen taufte, läßt sich verleugnen. Die Götzen stürzen von ihren Altären, kaum daß wir sie mit immensen Kosten installiert und mit selbstmörderischem Werbeaufwand populär gemacht haben. Alle guten Geister haben uns verlassen, und selbst die Erinnerungen zersetzen sich und zerfallen wie das Buchpapier in den Bibliotheken.

Wer Augen hat zu sehen, wer Ohren hat zu hören, der muß unsere Welt verloren geben. Der Augenblick, in dem eben dies geschieht, ist vielleicht der bedeutsamste der Menschheitsgeschichte, die wahre Apokalypse; denn Apokalypse heißt <Enthüllung>, und mit unserer Bankrotterklärung leisten wir den Offenbarungseid.

15

Zum ersten und einzigen Mal **haben wir uns ganz durchschaut**, sehen wir uns so, wie wir waren und wie wir sind:

Verwüster unserer selbst und unseres Planeten, eine furchtbare Geißel, ein evolutionsgeschichtlicher Spuk, der so schnell verschwinden wird, wie er kam, eine Rotte heilssüchtiger Berserker, hilflos den eigenen Hirngespinnsten ausgeliefert, die ihnen immer noch vorgaukelten, sie legten die Fundamente des neuen Jerusalem, als sie schon ihr eigenes Grab schaufelten.

Zu dieser Selbsterkenntnis gehört aber auch die Einsicht, daß wir keine Chance hatten. – Wir sind Bestandteile eines Perpetuum mobile, das mit Blut läuft; Produkte und Opfer einer ganz und gar unparadiesischen Maschinerie.

Und das Handicap, uns mit diesem Schicksal nicht abfinden zu können, hat uns zu tragisch-grotesker Selbstüberforderung verleitet.

Als manische Weltverbesserer kannten wir nur die Alternative zwischen Vernichten und Versklaven, zwischen der lebenslänglichen Aufopferung für die gute Sache und dem Aus-dem-Wege-Räumen alles Widerspenstigen, wobei uns niemand nachsagen kann, wir hätten unseresgleichen geschont und dort mit zweierlei Maß gemessen, wo es sich bei der Opposition nicht um Sachen oder Mitgeschöpfe, sondern um Gattungsgenossen handelte.

Unsere Achillesferse war die Begeisterungsfähigkeit für hohe Ideale, derentwegen wir uns auf einen Rüstungswettlauf mit der Natur einließen, den wir eigentlich schon viel früher hätten verlieren müssen.

Ein paar hunderttausend Jahre Kampf sind kein Pappentier; aber der jetzige Kriegsschauplatz heißt **Armageddon**. Dort hängt das Signal zum großräumigen Angriff, zur Vernichtungsschlacht schon in der Luft.

Drei, vier Atemzüge vielleicht, dann werden sie ertönen, die Posaunen jenes Jüngsten Gerichts, das das Restrisiko unseres eigenen Erfindungsreichtums über uns hereinbrechen läßt.

Noch aber herrscht die Ruhe vor dem Sturm, eine köstliche Verhaltenheit angesichts der Katastrophe. Alles ist von einer wehmütigen, fast schwebenden Präsenz; die Fernsicht ist ungeheuer.

In solchen Augenblicken möchte der alte Adam sich entschuldigen bei aller Welt, das grundsätzliche Mißverständnis aufklären, sich verbrüdern. Nicht aus Angst vor dem Unabwendbaren, sondern weil er wie verzaubert ist durch diese flüchtige Kristallisation, gebannt von jenem anmutigen und ungezwungenen Stilleben vor der schwarzen Wand des Vorüber.

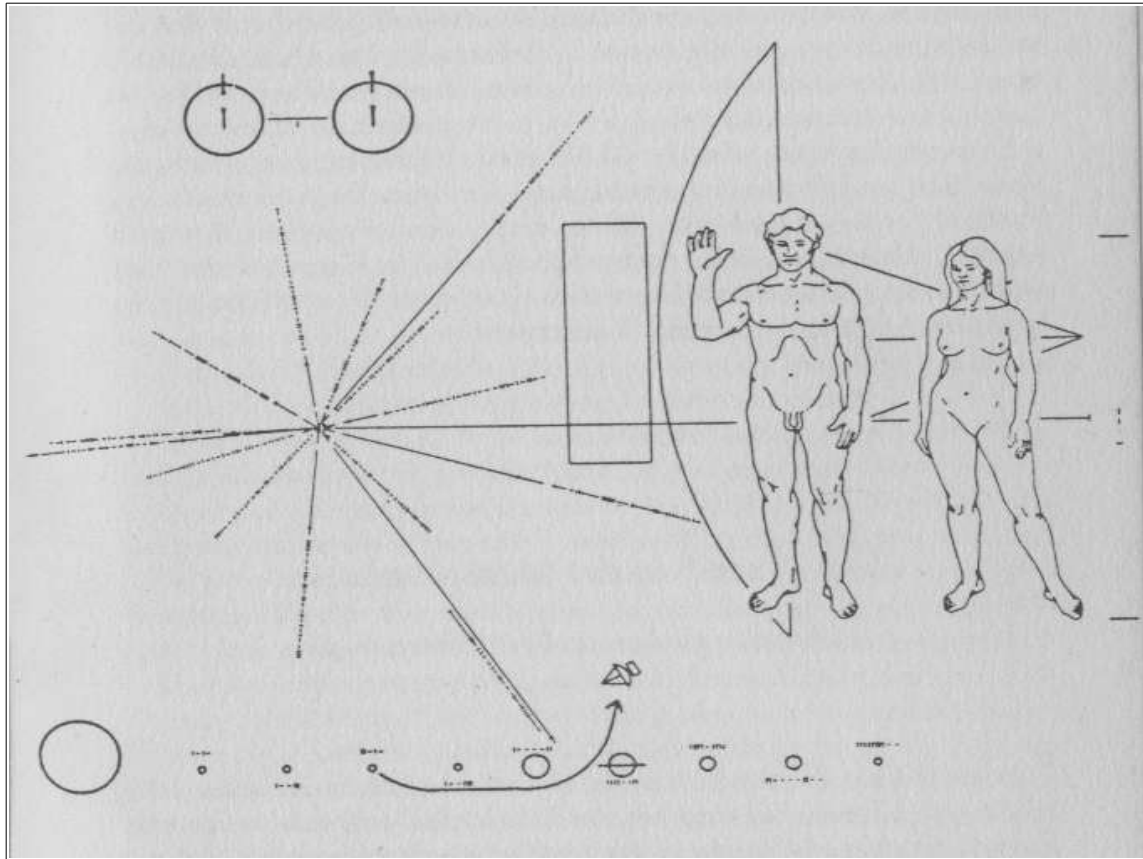
Ganz unverhofft und für ein paar Herzschläge ist Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, weil sie sich an die Dinge und in den Dingen verloren haben. Und doch hatten sie nichts dazu zu tun, als innezuhalten und die Hände in den Schoß zu legen.

Darin übte man sich früher in Kirchen wie dieser hier und nannte es Andacht.

Mag sein, daß wir diese Fähigkeit immer nur dann zurückgewinnen, wenn wir mit unserem Latein am Ende sind.

Mag sein, daß der Medientropf – dieses Mal – die meisten ohne klare und andächtige Momente hinüberdämmern läßt.

Wie es auch ausgehen wird, eins jener Selbstporträts, die wir der Nachwelt übereignen, wird immerhin besinnlich – wird ein Stilleben – sein. Ich weiß das so genau, weil es schon existiert:



Sie alle hier haben teils verwundert, teils gelassen verfolgt, was sich dort über Ihren Köpfen zusammenfügt, und ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig: **Was Sie dort sehen, ist gleichsam unsere Totenmaske, die uns um Äonen überdauern wird.**

Lächerlich kurz ist die Überlebensspanne von Pyramiden, Höhlenzeichnungen und Menhiren gegen die Ewigkeit dieses Artefakts, das wir als Flaschenpost einer Verlorenheit überantwortet haben, **von der sich keine Menschenseele einen Begriff machen kann.**

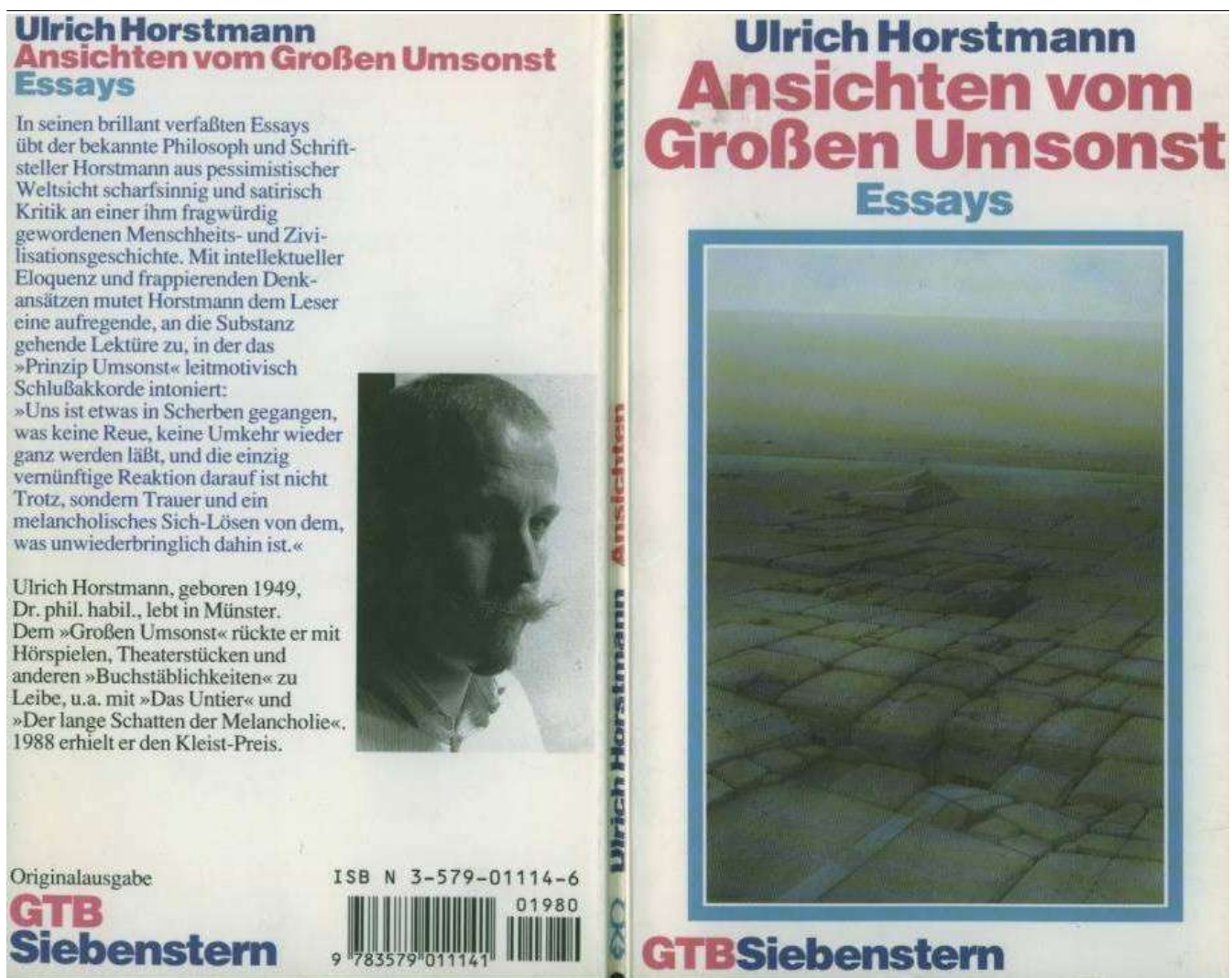
Die hier reproduzierte Plakette befindet sich an Bord der Raumsonde Pioneer-10, die 1972 gestartet wurde, 1973 den Jupiter, 1983 die Neptunbahn passierte und jetzt durch den interstellaren Raum auf die Sonne **Aldebaran** im Sternbild des Stiers zusteuert, die sie in zwei Millionen Jahren erreichen dürfte.

So lange also wird sich das Abbild zweier Menschen durch die kosmische Leere bewegen, wird der Mann in das Nichts hinausgrüßen, die Frau ihm standhaft entgegenblicken.

Und so lange existiert ein Partikel jener versunkenen Welt, deren Bodenlosigkeit Antonin Dvorák überspielte und deren Schönheit die Gegenstimme des 104. Psalms – **die hier in einem diesem Gotteshaus das letzte Wort haben soll** – in so vielen Andachten vergeblich beschwor.

18

###



Faun und Faunenschnitt:

Plädoyer für eine Philosophie des Abschieds

Ulrich Horstmann 1984 in 'profil' (Österreich), ähnlich dem deutschen 'Spiegel'

21

Wie verhält man sich gegenüber Sterbenden? Es gibt offenbar zwei grundverschiedene, einander ausschließende Möglichkeiten.

Entweder man verschweigt ihnen die Wahrheit über ihren Zustand und spinnt sie ein in einen angeblich schützenden Kokon aus Halbheiten, Notlügen und falschen Hoffnungen — in einen Kokon, der sie in Wirklichkeit entmündigt und schon zu Lebzeiten sozial einsargt;

oder man schenkt den Todgeweihten reinen Wein ein und muß sich dann der Aufgabe stellen, Abschied zu nehmen und von ihnen verabschiedet zu werden.

Seit unserem Ausscheren aus dem Tierreich und der ersten großen Entdeckung des Untiers, der Entdeckung des Todes, haben wir uns als Sterbliche definieren müssen und uns mit der Unsterblichkeit der Gattung über das individuelle, das eigene Verenden hinwegtrösten gelernt. Das aber ist nicht länger möglich.

Mit dem Durch(buch)stabieren des ABC der Massenvernichtung nach dem Zweiten Vorbereitungskrieg sind wir, wie GÜNTHER ANDERS einmal prägnant formuliert hat, vom *genus mortalius*, vom Geschlecht der Sterblichen also, zu einem *genus mortale*, einem sterblichen Geschlecht, geworden und leben im Angesicht des Gattungsexitus oder — biologisch gesagt — in Erwartung der Terminierung der menschlichen Keimbahn durch die gegenwärtig existenten Gattungsexemplare selbst.

Homo sapiens stirbt. Wie verhält man sich gegenüber einer sterbenden Spezies? Wie verhält man sich gegenüber der sterbenden Spezies, der man selbst angehört?

Es gibt auch hier zwei grundverschiedene, einander ausschließende Möglichkeiten:

Entweder man läßt die Wahrheit über den eigenen Zustand nicht zu, setzt auf Rettung in letzter Minute, auf Wundermittel, auf Gesundheitserei und eine humanistische Vernunft, die es in ihrer Verblendung noch fertigbringt, die allgegenwärtigen Todesahnungen als

<Lust am Untergang> zu verunglimpfen;

oder man öffnet die Augen und anerkennt das Unausweichliche, die Tatsache nämlich, daß wir Geschichte haben, aber keine Zukunft, — daß wir waren, aber bald nicht mehr sind.

Ich halte die prämortale <Alles-wird-wieder-gut>-Therapie, den Weg in das selbst-induzierte Nichtwahrhabenwollen für falsch und plädiere im folgenden für einen bewußten Tod, für ein Sterben, das uns das Abschiednehmen von uns selbst und unserem Planeten erlaubt — und für eine Philosophie, die uns die Trennung erleichtert, die uns hilft, statt uns zu belügen, und deren Intentionen wir mit jenen drei Worten umreißen können, die der vor fast eineinhalb Jahrtausenden zum Tode verurteilte und im Kerker auf seine Hinrichtung wartende Boethius über sein letztes Manuskript setzte: <De consolatione philosophiae>, über den *Trost der Philosophie*.

Die Wahrnehmung dieser Trostfunktion setzt ein Umdenken und eine Neuorientierung voraus, die sich in drei Schritten vollzieht, die ich zunächst nennen und dann ausführlicher erläutern möchte; nämlich:

1. Die Philosophie nimmt Abschied von der Macht.
2. Die Philosophie nimmt Abschied vom Menschen.
3. Die Philosophie nimmt Abschied von sich selbst.

*(d-2015:) profil.at <Österreichs unabhängiges Nachrichtenmagazin>, eine Art <Spiegel>.
Boethius, *480 in Norditalien: [wikipedia](#) [Der Trost der Philosophie](#)

22

Abschied von der Macht

Seit ihren griechischen Anfängen leidet die Philosophie unter Halluzinationen, unter der Wahnvorstellung, sie könne, sie müsse etwas ändern und verbessern.

Und der Traum vom Philosophenkönigtum, vom Putsch des Denkens und der Denker, von der Transsubstantiation des Besserwissens ins Bessermachen ist ihr so lieb und teuer geworden, daß ein Plato selbst auf dem Sklavenmarkt von Aigina nicht aus ihm erwachen mochte, wo ihn der Potentat, dem er die Vorzüge des philosophischen Regierungsstils hatte nahebringen wollen, zum Verkauf feilbieten ließ.

Die Befreiungs- und Erlösungsanmaßungen von der <Politeia> bis zum <Kapital> sind

in ihrer wohlmeinenden Weltfremdheit eine schwere Hypothek für jede situationsgerechte philosophische Analyse, eine Hypothek, die selbst angesichts der Menschheitsdämmerung mit immer neuen, immer groteskeren Selbstüberforderungen vergrößert statt abgebaut wird.

Als ein Beispiel für die Fortexistenz des spekulativen Machtdelirs — als eines unter vielen — zitiere ich eine Passage aus dem Band <Gelegentlich Subjekt> des in Paderborn lehrenden Philosophen HANS EBELING, der in auswegloser Lage mit der folgenden hyperplatonischen Patentlösung aufwartet:

Allein mit ... [einer] Universalnorm als Regulativ allen Handelns läßt sich ein Vernunftstaat begründen und ausführen, der die tendenzielle Selbstaufhebung der Gattung jedenfalls tendenziell erneut aufhebt. Durchsetzen läßt sich dieser Vernunftstaat allein von der politisch gewordenen Philosophie selbst: also von Philosophen, die bereit sind, Macht zu übernehmen.

Diese Macht bedarf der transsubjektiven Kontrolle.

Solche Kontrolle angesichts des totalen Drucks, den Holozid zu verhindern, ist nicht jederzeit, nämlich nicht binnen jeweils kürzester Zeit, die bei der Abwehr zur Verfügung steht, transsubjektiv gewährleistet.

Deshalb kann die Macht legitim nur ausgeübt werden von jederzeit an das Gesetz der Vernunft Gebundenen [also von Philosophen]. Nur dann ist der Terror der ethischen Vernunft ein vernünftiger Schrecken. ... **Der Vernunftstaat ist als Staat des vernünftigen Schreckens nur legitimierbar, wenn seine Agenten jederzeit widerwillig die Macht ausüben: in Kenntnis der Belanglosigkeit, <mächtig> zu sein.**

*(d-2015:) wikipedia Hans_Ebeling, *1939 in Braunschweig

23

Die letzte Katastrophe, das Ende der Geschichte, ist folglich nach Ebeling allein abzuwenden durch eine erbarmungslose Erziehungsdiktatur, durch den Terror und die Schreckensherrschaft der an den philosophischen Seminaren ausgebildeten Denkkader, die — von Machtekel geschüttelt — die Universalnorm und die Friedensliebe in die Köpfe der Unbelehrbaren hineinfüsillieren.

Ich überlasse es dem Urteil der Leser, ob sie solche Einlassungen eher als naiv, obszön oder barbarisch einstufen; fest steht, daß sie symptomatisch sind für einen durch die Zeitläufe hysterisierten Humanismus, dem jedes Mittel — auch das der Kollaboration mit Gewalt und Willkür — recht ist, um das als unausdenkbar Perhorreszierte — und sei es um den Preis der Prostitution der Vernunft — nicht Wirklichkeit werden zu lassen.

Wenn die philosophische Reflexion dem Konkurs der Gattung Homo sapiens nicht mit dem Konkurs ihrer jahrtausendealten Denkanstrengungen zuvorkommen will, muß sie den eigenen Macht- und Interventionsansprüchen, deren Absurdität inzwischen offen

zutage liegt, abschwören.

Eine aufgeklärte Philosophie des Präapokalyptikums offeriert deshalb keine säkularen Hilfs- und Heilsangebote auf der Basis von rationalisierten oder sich — wie bei Ebeling — auf <Sachzwänge> berufenden Omnipotenzphantasien, sie beginnt vielmehr mit dem Eingeständnis ihrer eigenen Ohnmacht.

Das selbstbewirkte Verschwinden des Untiers vom Antlitz dieses Planeten kann nichts und niemand auf Dauer verhindern: kein Gott, keine Vorsehung, keine Abschreckung und keine Philosophie.

Wir sind hilflos, aber erst das Eingeständnis dieser Hilflosigkeit bringt das Denken vor seine Aufgabe. Und diese Aufgabe lautet:

Wie werde ich philosophisch mit einem Ereignis fertig, das ich vorhersehen, aber nicht abwenden kann — und das nicht nur meinen, sondern den Tod aller, ein globales Sterben also, impliziert?

24

Die Antwort kann nicht in noch so subtilen und hochreflektierten Verdrängungsanstrengungen bestehen, mit denen ich mir oder einer Runde von Gleichgesinnten einrede, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Vielmehr ergibt sie sich aus unseren Erfahrungen mit dem Unkontrollierbaren, die wir andernorts schon so lange haben sammeln müssen.

Wir werden — mit anderen Worten — mit einem unabwendbaren, unserem Zugriff entzogenen Zukünftigen allein auf die Weise zu Rande kommen können, die wir schon immer mit der spiegelbildlichen Form des über uns Hereinbrechenden, Unhandhabbaren und Katastrophalen zu Rande gekommen sind, das hinter uns liegt, mit dem Vergangenen also.

Auch das Vergangene ist nicht mehr zu ändern, so wie das Kommende nicht zu ändern ist. Wie leben wir mit unserer Ohnmacht gegenüber der Faktizität dessen, was nun einmal so geworden ist, wie es geworden ist?

Nun, wir interpretieren. Wir verwandeln die Sperrigkeit, Kontingenz, das Verquere und Grauensvolle des Vergangenen in die Sequentialität, Folgerichtigkeit, Fortschrittlichkeit, Heimeligkeit unserer Geschichte. Wir generieren Sinn, wo einst Sinnlosigkeit, Logik, wo Aberwitz, Vertrautheit, wo das Fremde oder Monströse herrschte.

Geschichte bedeutet, wie THEODOR LESSING formulierte, Sinngebung des Sinnlosen, sie ist ein Kunstprodukt, das Ergebnis unserer Fähigkeit, uns über das Unheil und das Unvorstellbare des Vergangenen hinwegzutrusten.

»Theorie ist das, was man macht, wenn nichts mehr zu machen ist«, sekundiert Odo Marquard, und Historiographie und Geschichtsphilosophie liefern — so können wir hinzusetzen — in diesem Sinne Musterbeispiele theoretischer Kompetenz im Sinne erfolgreicher Kontingenzverarbeitung.

Nach dem Abschied von der Macht oder — genauer — von der Illusion der Geschichtsmächtigkeit, dem Wahn, man könne im letzten Augenblick doch noch das Ruder herumreißen, hat die Philosophie die Hände frei für ihre eigentliche Aufgabe.

Diese Aufgabe besteht darin, die Techniken der Vergangenheitsbewältigung für die Aussöhnung mit dem Zukünftigen — dem angeblich <Unausdenkbaren> — zu nutzen.

Da wir die Apokalypse nicht abwenden können, müssen wir lernen, sie als sinnvolles Ende zu interpretieren, ganz so wie wir vormals gelernt haben, die Katastrophe in Permanenz, unsere Gattungsgeschichte, als sinnvollen Anfang zu sehen.

*wikipedia Odo_Marquard *1928 in Hinterpommern
25/26

Abschied vom Menschen

Die Philosophie im **Präapokalyptikum** verabschiedet den Menschen, indem sie den finalen Akt der Selbstaufhebung als logisch, begründet und sinnvoll deutet. Sie kann diese tröstliche Interpretation aber nur dann vornehmen, wenn sie sich zuvor eines nichthumanistischen Standortes versichert; und das unterscheidet ihre Prämissen — bei Identität der Wirkungsabsichten — von den anthropozentrischen Grundlagen der Vergangenheitsbewältigung.

Dem Humanismus ist der Mensch der Fixpunkt allen Denkens und Handelns; diese Doktrin basiert folglich auf einer autistischen Perspektive und zielt — zumindest tendenziell — auf Selbsterhöhung und Selbstvergötzung, auf die ewig verharmlosende weitere Aufstachelung der Dornenkrone der Schöpfung.

Naturgemäß ist aus einem derartigen Blickwinkel das Gattungsende nur als Inbegriff des Sinnlosen zu erleben, und das Verschwinden des Menschen wird von Humanisten entsprechend in grotesker Verzerrung der Proportionen zum <Weltuntergang> **emporstilisiert**.

Es ist von entscheidender Wichtigkeit, solche selbstverliebten und engstirnigen Wahrnehmungsmuster endlich zu überwinden und uns und unseresgleichen distanzierter zu betrachten, d.h. die Gattung gleichsam in den unverwandten Blick zu nehmen.

Ich nenne diese auf Abstand bedachte Sichtweise anthropofugal und möchte die Erkenntnisleistung menschenflüchtiger Vernunft, die im übrigen uralte ist und sich in zahlreichen Welterschöpfungsmäthen und Kataklysmusphantasien nachweisen läßt, zumindest anhand zweier Repräsentanten aus der neueren Philosophiegeschichte verdeutlichen.

Als ersten wähle ich den französische Aufklärer D'HOLBACH, der in seinem 1770 erschienenen <System der Natur> der humanistische Apotheose des Menschen und seinen Ewigkeitsaspirationen entgegenhält:

26/27

Welche Ungereimheit oder welche Inkongruenz liegt denn in der Vorstellung, daß der Mensch, das Tier, der Fisch, der Vogel einst nicht mehr sein werden? Sind diese Geschöpfe denn für die Natur eine unerläßliche Notwendigkeit, und könnte sie ohne diese Geschöpfe ihren ewigen Gang nicht verfolgen? ...

Sonnen erlöschen und verkrusten, Planeten werden zerstört und zerstreuen sich in dem weiten Weltraum; andere Sonnen entzünden sich, neue Planeten bilden sich, um ihre Umdrehungen auszuführen oder um neue Bahnen zu beschreiben, und der Mensch, ein unendlich kleiner Teil des Erdballs, der in der unermesslichen Weite nur ein unendlicher Punkt ist, glaubt, daß das Universum für ihn gemacht sei, bildet sich ein, daß er der Vertraute der Natur sein müsse, schmeichelt sich, ewig zu sein, und nennt sich König des Universums.

Aus d'Holbachs Blickwinkel liegt im Untergang der Menschheit keinerlei »Ungereimtheit«, denn die Menschenleere enthüllt sich als das Umfassende und Einbettende unseres Daseins. Sie ist nicht nur vorstellbar, sondern sie umgibt uns räumlich als das, was — wie wir in menschlichem Eigendünkel zu sagen pflegen — sonst noch da ist, sowie temporär als das, was vor uns war und aus dem wir aufgetaucht sind, und als das, was nach uns kommt und worin wir wieder verschwinden werden.

Somit gelangt die anthropofugale Vernunft zu der Einsicht, daß die Natur Äonen lang ohne den Menschen ausgekommen ist und dazu fraglos auch in Zukunft befähigt sein wird, nachdem Homo sapiens aus eigenem Antrieb und aus eigener Machtvollkommenheit den Urzustand der Menschenleere wiederhergestellt hat.

Was philosophisch dergestalt ohne Schwierigkeiten und Aporien denk- und antizipierbar ist, braucht aber noch nicht wünschenswert zu sein. Um ihrer Trostfunktion gerecht zu werden, muß die anthropofugale Philosophie deshalb einen Schritt weitergehen und nicht nur die Denkbarkeit der Apokalypse, sondern ihre Sinnhaltigkeit demonstrieren.

Sie kann das nur im Rekurs auf eine gewöhnlich als <Pessimismus> und <Misanthropie> verfemte Gegen- und Unterströmung neuzeitlichen Denkens von de Maistre über Schopenhauer, Eduard von Hartmann und Ludwig Klages bis zu Koestler, Foucault und Cioran.

Ich greife hier als zentrale Figur Arthur Schopenhauer heraus, der seinen Leser in kaum überbietbarer Luzidität jenen angeblich so gesunden Optimismus austreibt, auf dessen Nährboden jegliche Idolisierung des Menschen angewiesen bleibt:

27/28

Bald unsinniger Wahn, bald grübelnde Politik hetzt Millionen zu Kriegen aufeinander: dann muß Schweiß und Blut des großen Haufens fließen, die Einfälle Einzelner durchzusetzen, oder ihre Fehler abzubüßen. Im Frieden ist Industrie und Handel tätig, Erfindungen tun Wunder, Meere werden durchschifft, Leckereien aus allen Enden der Welt zusammengeholt, die Wellen verschlingen Tausende.

Alles treibt, die einen sinnend, die anderen handelnd, der Tumult ist unbeschreiblich. — Aber der letzte Zweck von dem allen, was ist er? Ephemere und geplagte Individuen eine kurze Spanne Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichsten Fall mit erträglicher Not und komparativer Schmerzlosigkeit, der aber auch sogleich die Langeweile aufpaßt; sodann die Fortpflanzung dieses Geschlechts und seines Treibens.

Bei diesem offenbaren Mißverhältnis zwischen der Mühe und dem Lohn, erscheint uns der Wille zum Leben — objektiv genommen — als ein Tor, oder subjektiv, als ein Wahn, von welchem alles Lebende ergriffen, mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte, auf etwas hinarbeitet, das keinen Wert hat.

Schopenhauers anthropofugaler Blick durchschaut die Glücksideologien und Utopien, mit deren Hilfe wir die Verluste, Niederlagen, Demütigungen zu vergessen, die Trostlosigkeit zu bannen suchen, die jenseits der Routinen auf uns lauert; denn hinter den potemkinschen Stellwänden der Lebenslust und Existenzbejahung verfliegt die Trance, und der bacchantische Taumel verkehrt sich in Überdruß, Ekel, Resignation, mündet in Ent-Täuschung — aber damit auch in die Chance, nach all den Phantasmagorien und Hirngespinsten doch noch zur Vernunft zu kommen, zu einer ernüchterten Einsicht freilich, deren Summe Schopenhauer wiederum nicht schuldig bleibt:

Der Tod ist die große Zurechtweisung, welche der Wille zum Leben durch den Lauf der Natur erhält. Er ist die schmerzliche Lösung des Knotens, den die Zeugung mit Wollust geschürzt hatte, und die von außen eindringende, gewaltsame Zerstörung des Grundirrtums unseres Wesens. Wir sind im Grunde etwas, das nicht sein sollte: darum hören wir auf zu sein.

Diese bitterste aller Wahrheiten — daß wir »im Grunde etwas sind, das nicht sein sollte« — ist immer noch verfemt.

*wiktionary: ephemere: nur für kurze Zeit bestehend, flüchtig, ohne bleibende Bedeutung
28/29

Daran haben die Massengräber nichts zu ändern vermocht, nicht die Hekatomben von erschlagenen, aufgespießten, zerhackten, erschossenen, niederkartätschten, vom Bomben zerfetzten, vergastem, zerstrahltem oder sonstwie mit patriotischem* Elan vom Leben zum Tode beförderten Gattungsgenossen, die endlosen Feldzüge, Gemetzel, Völkerschlachten und Ausrottungskampagnen nicht, die Vernichtungslager nicht und auch nicht die Feuerstürme in den Städten.

O nein, dieses Wesen, das das Tierreich in einen Schlachthof verwandelt hat und die Flora entweder ausmerzt oder unter seine chemische Knute zwingt, das in Strömen eigenen und fremden Bluts zu waten gewohnt ist und sein Heimatrecht auf diesem Planeten längst verwirkt hat, dieses Wesen denkt gar nicht daran, sich in Frage stellen zu lassen, sondern wippt biped** auf den Hinterläufen und bestätigt sich, von Symposion zu Symposion eilend, seine Unverzichtbarkeit und eine unverwüstliche Humanität, die zu den schönsten Erwartungen Anlaß gebe.

Die anthropofugale Vernunft weiß es besser. Und allein die Tatsache, daß keine Hoffnung mehr ist, vermag sie hoffnungsfroh zu stimmen.

(d-2013:) * patriotisch-idiotisch? ** biped : auf zwei Füßen

Abschied von der Philosophie

Der Humanismus vertröstet uns auf das Reich der Freiheit und eine menschliche Zukunft, die nie anbricht; das anthropofugale Denken lehrt uns getröstet sterben. Der Untergang jenes Wesens, das sich selbst und seiner Umwelt zur Inkarnation des Leidens geworden ist, und die Wiederkunft der Menschenleere sind nicht abzuwenden, aber sie sind gleichwohl — wie sich gezeigt hat — philosophisch antizipier- und begreifbar.

Den Nachruf auf das Untier setzt die Philosophie noch zu dessen Lebzeiten auf, denn sie selbst wird sein Ende nicht überdauern. Ihr Abschied vom Menschen bedeutet deshalb zugleich auch immer schon den Abschied von sich selbst. Es ist dies das für sie schmerzhafteste Lebewohl, das Lebewohl des Nachdenkens an die Vernunft, der Vernunft an die Erinnerung, der Erinnerung an den Sinn, den sie bewahrte, nachdem jene ihn gezeugt und ausgebildet hatten.

Aber feiern wir in diesem bewußten Lebewohl nicht auch einen letzten, ja vielleicht unseren einzigen unbefleckten Triumph?

29/30

Ist es nicht zutiefst tröstlich, daß unser Geist weiter reicht, als es für die Bedürfnisse einer rein technologischen Intelligenz und Kompetenz notwendig wäre, für die Entwicklung und den Bau jener Apparaturen also, mit denen wir einen Schlußstrich setzen unter die Aufrechnung sich fort- und fortzeugenden Leids?

Und ist es nicht eine Gnade und ein unverdientes Geschenk, daß wir mit einer Form der Vernunft begabt sind, die nicht nur sich selbst erkennt, sondern dieses Erkennen seinerseits wiederum zum Gegenstand der Erkenntnis machen kann und die darüber hinaus in einem Akt äußerster anthropofugaler Selbstdistanzierung noch einzusehen vermag, daß ihr Verlöschen sinnvoller und vernünftiger wäre als die ihr von Eigenliebe und Eigendünkel angetragene Unsterblichkeit?

Die letzte Philosophie — ohnmächtig, menschenflüchtig, ephemer — verabschiedet das Untier, schenkt ihm reinen Wein ein in seiner Agonie, aber sie läßt es nicht im Stich. Sie spendet Trost, verabreicht das Morphium des Sinns, das allein uns das Ende erträglich macht, so wie es uns unsere Geschichte durchlebbar, durchleidbar machte.

Mehr noch: sie stirbt mit den Getrösteten.

Das Land ihrer Verheißung, das Land Menschenleer, bleibt ihr verschlossen. Kein Mensch wird es jemals betreten, keine Botschaft aus der Nachgeschichte wird uns jemals erreichen.

Der Umschlag der Apokalypse, der äußersten Anti-Utopie des Humanismus, in den Steingarten Eden und damit die äußerste Utopie der anthropofugalen Vernunft, ist realiter nicht mehr erlebbar. Auch hier stößt Philosophie an ihre Grenze und auf ihre Ohnmacht. Wo ihre Wirklichkeit endet, beginnt das Versprechen, wo sie verstummt, kann nur noch eines reden: die Poesie.

30

##